

Volk, wenn es eine „gute Richtung“ einschlägt, die höchste Stufe der menschlichen Entwicklung erreichen werde? Und darum zur Glückseligkeit des Vaterlandes gebracht es nur an einer „guten Richtung“! Das Übrige ist vorhanden, und es wird leben und emporblühen das mir so theure, orientalische Volk!“

Das Volksleben an der Theiß.

Die Theiß ist der wahre Genius des ungarischen Volksstammes. Ihre Bedeutung für das Volk, das sich an ihren Ufern niederließ, ist noch größer, als die des Nil für seine Uferbewohner. In ihrem langsamen, geschlängelten Gange verschlammmt sie fortwährend endlose Strecken, umso mehr, da ihre Ufer meistens viel niedriger sind, als daß sie dem höheren Stande des Wassers Schranken setzen könnten; und wenn sie außergewöhnlich steigt, überflutet sie weithin die Heide des Alföld. Sie zerstört, aber sie befruchtet. Den Schaden, welchen sie in einem Jahre anrichtet, bringt sie im nächsten Jahre zehnfach ein. Sie ist eine leibhaftige hundertbrüstige Isis-Göttin.

Wenn wir die Statistik aufmerksam prüfen, gelangen wir zur Überzeugung, daß die ganze von der Theiß beherrschte Fläche von einem Volke rein magyarischen Idioms bewohnt wird; hier findet sich der Kern des magyarischen Volksstammes, welcher die Sprache am reinsten spricht, den Typus der orientalischen Physiognomie und Gestalt am reinsten bewahrt hat. — Von allen ungarischen Flüssen wird die Theiß am häufigsten im Volksliede besungen.

„Die Theiß ist heute trüb,
Ihre schmale Brücke nicht gut,
Geht nicht über sie, mein Lieb,
Sonst stürzest du in die Flut.“

„Es kam an das Ufer der Theiß ein Kahu,
Drin liegt ein brauner Bursch' erschlagen;
Kommt, Mädchen, legen wir Purpur ihm an,
Wir wollen zum Busch ihn tragen,
Wo still das Vergißmeinnicht steht
Und Träume ins Grab ihm weht.“

„Die Theiß ist an Wasser reich,
Und keines wohl ist ihm gleich,
Drin schießen Karpfen und Hechte dahin
Und schöne Weibchen baden darin.“

„Deine Mannhaftigkeit hat die Theiß entführt.“

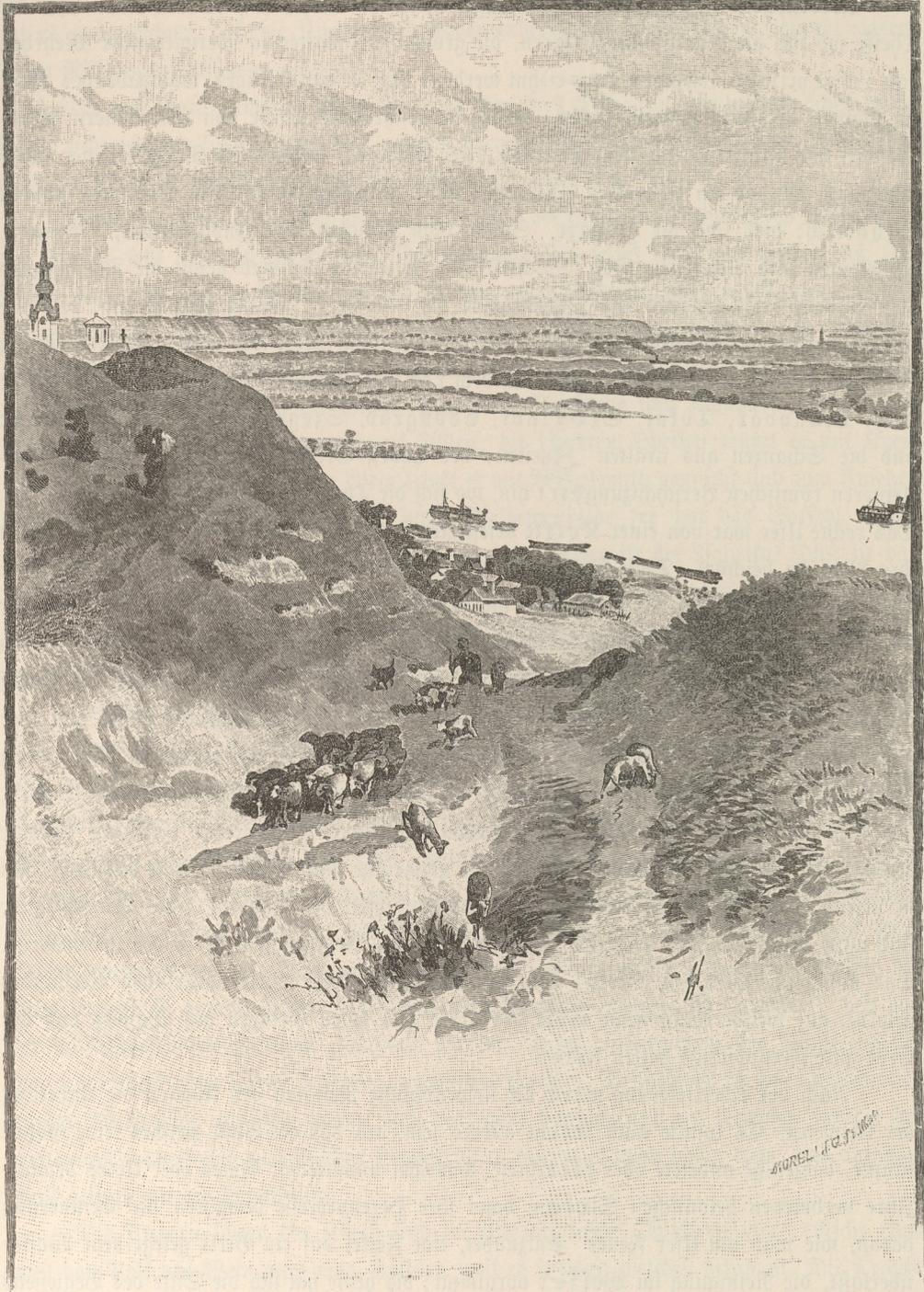
„Wer einmal getrunken das Wasser der Theiß,
Desß Herz sehnt nach ihr sich, hoch und heiß.“

„Ruhig die Theiß dahin sich schlingt,
Dreimal selig, wer sie trinkt.“

„Jenseits der Theiß, an Stromes Rand
Ist des ungrischen Burschen Land.
Wächst da schlank, wie Rohr so schneidig,
Gleich dem Rosmarin geschmeidig.“

„Jenseits der Theiß, am Strom so breit,
Wächst die schöne ungrische Maid;
Schlank der Wuchs, nur zu umarmen
Roth der Mund vom Kuß, dem warmen.“

„Jenseits der Theiß winkt ein Seidentuch, —
Kann nicht hinüber, Kösschen, o Fluch!
Breit ist die Flut und darauf kein Machen,
Kann nicht hinüber, was ist zu machen,
Täubchen mein!“



Die Mündung der Theiß.

Überraschend ist die statistisch nachgewiesene Thatfache, daß an dem linken Ufer der Theiß, wo sich die Sümpfe hinziehen, die großen Ortschaften in überwiegender Mehrheit von reformirten Ungarn bewohnt werden; das ist ein tüchtiges, wohlhabendes Volk, ein schöner, gesunder Stamm, eine geistig vorgeschrittene Classe von Ackerbauern, Viehzüchtern und Fischern. Auf dem rechten Ufer hingegen, welches die Theiß seltener überschwemmt, ist das an Charakter ähnliche Volk desselben ungarischen Stammes zumeist katholisch; hier sind die großen Städte dicht bewohnt von Industriellen, Gärtnern, Fuhrleuten und Schiffern. Der Schriftsteller Erasmus Schwab nennt die Theißgegend von Földvár bis Szongrád das „Paradies der Calviner“. Ferner fällt es auf, daß alle Festungen oder Fortificationen, welche der Theiß entlang (heute nur mehr in der Erinnerung oder als Ruinen) bekannt sind, sich auf dem rechten Ufer befinden; hier stehen der Reihe nach: Leányvár, Tokaj, Szolnok, Szongrád, Szegedin, Zenta, Alt-Becse und die Schanzen aus uralten Zeiten, der Eszörß-Graben, bis zu den größeren und kleineren römischen Verschanzungen hin, wo sich die Theiß bei Titel in die Donau ergießt. Das rechte Ufer war von einer Kette befestigter Orte, das linke von der Theiß selbst durch ihre Moräste beschützt. Diese Sümpfe boten dem Ungarthum eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Verheerungen der Tataren und Türken und dienten gleichzeitig als Boden der Verheißung für die freie Religionsübung. Dahinein konnte man weder mit einem berittenen Heere, noch mit Kanonen oder Missionären vordringen. „Fersengeld nehmen, im Schilf sich bequemen!“ das war die weise Kriegstaktik, wenn ein übermächtiger Feind kam oder die entscheidende Schlacht verloren wurde. Vergebens ließ sich das erobernde Volk in den geräumten Dörfern nieder, es ging dort zu Grunde oder die Eindringlinge wurden Ungarn, wie dies in Szentes der durch den Pascha von Gyula gegründeten türkischen Colonie erging. In diesem Klima kann sich nur die ungarische Race erhalten. Und das liegt nicht in irgend einer besonderen biotischen Eigenthümlichkeit der Ungarn. Ihre Lebensorgane sind nicht besser als jene anderer Völkerracen; das Geheimniß liegt in der Lebensweise. Das ungarische Volk des Alföld hat von Alters her kraft seines natürlichen Verstandes gelernt, auf welche Weise man mit den guten und bösen Geistern des Wassers und der Erde gute Freundschaft halten kann.

Nach der Überlieferung war die ursprüngliche Religion der Ungarn die Anbetung der Elemente. Es konnte auch nicht anders sein, als daß ein Volk, welches keine Götzen kannte, dasjenige anbetete oder fürchtete, was ihm unmittelbar Gutes oder Übles brachte. Ihre verbotenen heidnischen Sitten, dann ihre Hexenprocesse bewahren die Erinnerung daran, wie man am Ufer Feuer entzündet, eine Fackel auf ein Brett gelegt dem Wasser überläßt, die Reinigung im Wasser vornimmt; bis heute hat sich die Sitte des Begießens zu Ostern erhalten, und in geschichtlichen Quellen wird dessen Erwähnung gethan, daß

die ungarischen Fürsten und Heerführer in den Flußbetten begraben wurden. Abulfeda hat es aufgezeichnet, daß die Ungarn das Feuer anbeteten, trotzdem aber bestrebt waren, in die Nähe von Flüssen zu gelangen.

Und das Wasser und das Feuer belehrten ihre Gläubigen, wie man zwischen ihnen beiden sich erhalten könne! Und doch nimmt, wenn die beiden sich befehlen, das dritte Element, die Luft, menschentödtende Eigenthümlichkeiten an.

Schon das Kind härtet sich ab, um sich an das Klima zu gewöhnen: es wadet durch das Wasser, lebt unter freiem Himmel. Die Lebensweise selbst treibt das Fieber aus. Im Uföld nährt sich der Ungar reichlich mit Fleisch, mit Fischen, grüner Pflanzenkost und Weizenbrod; die Fische holt er sich aus der Theiß und der Boden gibt in vielen Gegenden zwanzig Körner bei einmaligem Aekern; jeder Speise füügt er die von der Natur dargereichten würzigen Pflanzen hinzu; seiner Suppe Petersilie, Sellerie und Kümmel, seiner Wurst Majoran und Knoblauch, seinem Kraut Dillen; die fetten Speisen würzt er mit Anis, Ingwer, Pfeffer und Senf; seinen Wein trinkt er mit Wermuth gemischt und zum Ansetzen seines Morgenschnapses benützt er die junge Weidenrinde (er hat das Salicyl früher erfunden als die Chemiker); die allgemeine Panacee aber ist der Paprika! Dies ist das Mittel, welches das Fieber vertreibt, aber auch dem Fremden gar absonderlich vorkommt, der zum ersten Male die mit Blut vergleichbare Fischsuppe isst, dieses eßbare Feuer, für den ungewohnten Gaumen. Dies ist das richtige Vincetoxicum: der Fiebertödtter.

Überdies hat jedes Haus seine eigene Apotheke. Jede Hausfrau ist selbst der Hausarzt. Da wird keine Kurpfuscherei, kein abergläubischer Schnick-Schnack getrieben, man nützt den Schatz der vernünftigen Erfahrung aus. Diószegi bespricht in seinem jetzt schon selten gewordenen ärztlichen Pflanzenbuch die im ungarischen Volke gebräuchlichen Heilmethoden. Dieses Werk wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts geschrieben. In dem geographischen Wörterbuche von Alexius Fényes sind auch die wirksamsten Heilpflanzen aufgezählt, die an den Ufern der Theiß wachsen und von den Drogueuhändlern in ferne Länder versendet werden. Und das häusliche Heilverfahren des ungarischen Volkes hat schon damals so manche Mittel in Anwendung gebraucht, welche erst in neuerer Zeit von der wissenschaftlichen Heilkunst approbirt wurden. Die Heilmethode des Massirens übt man seit undenklichen Zeiten in jedem ungarischen Dorfe. Deshalb ist in jenen Ortschaften an der Theiß selbst zur Zeit, wann man den Hans l bricht und ein Fremder infolge des weilenweit verbreiteten mephitischen Hansgeruches kaum Athem holen kann, das ansäßige Volk gesund wie die Sumpflilie.

Die Ungarn längs der Theiß sind im Allgemeinen „Wassertrinker“. Nicht etwa weil das Volk den Wein nicht mag, sondern weil es selten welchen bekommt. Die Traube gedeiht nicht in der Wassergegend, sie liebt auch den schwarzen Boden nicht; der Weinstock

erhält sich im besten Falle auf den sandigen Hügeln und gibt auch da nur leichten Gartenwein. Der Arbeiter, der Hirte trinkt draußen auf dem Felde Wasser; auch dieses wird von fernem Trinkbrunnen geholt, denn das Wasser der Theiß ist weich, süßlich und trüb. Der unglafirte Lehmkrug wird in die Erde gegraben und darüber zündet man ein Strohfeuer an, wodurch das Wasser im Krüge kühl wird. Wer hat das Volk gelehrt, dieses physikalische Experiment auszuführen?

Der Branntwein wird nur als Schutzmittel gegen Fieber und Erkältungen benützt; das Bier kann man nicht hinaus tragen auf die Puszta und zu Hause ist auch kein großes Begehren darnach. Da die Leute größtentheils Calviner sind, fasten sie niemals und kochen nicht mit Butter. Darin liegt das Geheimniß ihrer merkwürdig ausdauernden Lebensfähigkeit: im guten Essen und im schlechten Trinken. Wer sich unter ihnen niederläßt, muß entweder ihre Lebensweise befolgen oder er kommt durch die Miasmen der Gegend um; und so wird Jeder unter dem zwingenden Zauber der Umgebung in einen Ungar umgewandelt.

Interessant sind die Studien, welche einige Fachgelehrte über die Entstehung der Theiß und ihrer Gegend geschrieben haben. Nach ihnen floß die Theiß in prähistorischer Zeit (Hunderttausende von Jahren angenommen) den siebenbürgischen Bergen entlang der Donau zu und wälzte sich dann langsam westwärts hinab, quer durch die ganze Ebene des Alföld brechend, bis in ihr jetziges Bett, dessen rechtes Ufer sie auch jetzt noch fortwährend abzubrechen bemüht ist. Dem widerspricht Reclus durch die Angabe, daß zur Zeit der römischen Herrschaft die in einen Lagerplatz verwandelte Titeler Hochebene noch auf dem östlichen Ufer der Theiß gelegen habe, später eine Insel geworden sei und heute schon auf dem westlichen Ufer der Theiß liege.

Aber diese Angabe wird durch Funde aus der Urzeit widerlegt: durch die in eingestürzten Theißufern gefundenen Mammuthreste, durch die Pfahlbauten des Hofszüréter Sandhügels bei Tószeg, mit ihren Geräthen aus der Steinzeit und später aus der Bronzezeit, desgleichen durch die goldene Krone und das gerade Schwert aus der Gegend von Mápár, durch die in den „Fünf-Hügeln“ bei Szegedin vorgenommenen Grabungen, welche in verschiedenen, durch Jahrhunderte getrennten Epochen für Fürstengräber ausersahen waren. Hingegen erwähnt Eugen Szentkláray in seiner Beschreibung des Temeser Banates der Thatsache, daß man in neuerer Zeit mitten auf der Beckereker Ebene, unter jetzigem Weizenfelde auf das Wrack eines versunkenen Getreideschiffes gestoßen sei. Unsere Geologen sind allgemein der Ansicht, daß nicht bloß jene größeren und kleineren Sümpfe und Teiche, deren es im ungarischen Alföld die Menge gibt, und nicht bloß die von der Theiß verlassenen todtten Flußbetten, sondern auch die Er und die Hortobágy Überreste des einstigen Flußlaufes der Theiß sind. Diese Meinung wird durch die Wahrnehmung unserer Geologen bekräftigt, daß die das ungarische Alföld begleitenden Sodaschichten

einen ununterbrochenen Erdstreifen bilden; dieses Sodwa aber kann aus nichts Anderem entstanden sein, als dem Kochsalz, welches durch die Theiß aus der Maramaros herausgeschlemmt worden.

Nach Mittheilungen unseres Geographen Stefan Hanuß lagen in Torontál die Ortschaften Csóka und Szent-Miklós einst am Ufer der Theiß, und jetzt liegen sie weit ab gegen Osten; desgleichen erwähnt er, daß die Halbinsel Budzsák bei Zenta, welche einst



Wasser tragende Weiber in Szolnok.

Bácskaer Boden war, jetzt zu Torontál gehört. Unsere Gelehrten schreiben dieses fortwährende Streben der Theiß, ihren Lauf nach Westen zu verlegen, dem Umstande zu, daß sich aus den siebenbürgischen Bergen die Szamos, der Berettyó, die drei Körös-Flüsse und die Maros mit reißender Kraft in ihr Bett ergießen. Ein Fachgelehrter hat berechnet, daß nach Jahrtausenden die Theiß bis zur Donau vordringen, und die dazwischen liegenden Flächen der Comitate Heves, Szász-Nagyfenn-Szolnok und Pest-Pilis-Solt-Kiskun nach und nach verschlingen werde, welcher Gefahr nur vorzubeugen sei, wenn das uralte Bett der Theiß, von Hüft angefangen, hinunter durch die sandige Hochebene von Deliblat bis nach Palanka wieder hergestellt werde. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die jetzige Generation dem

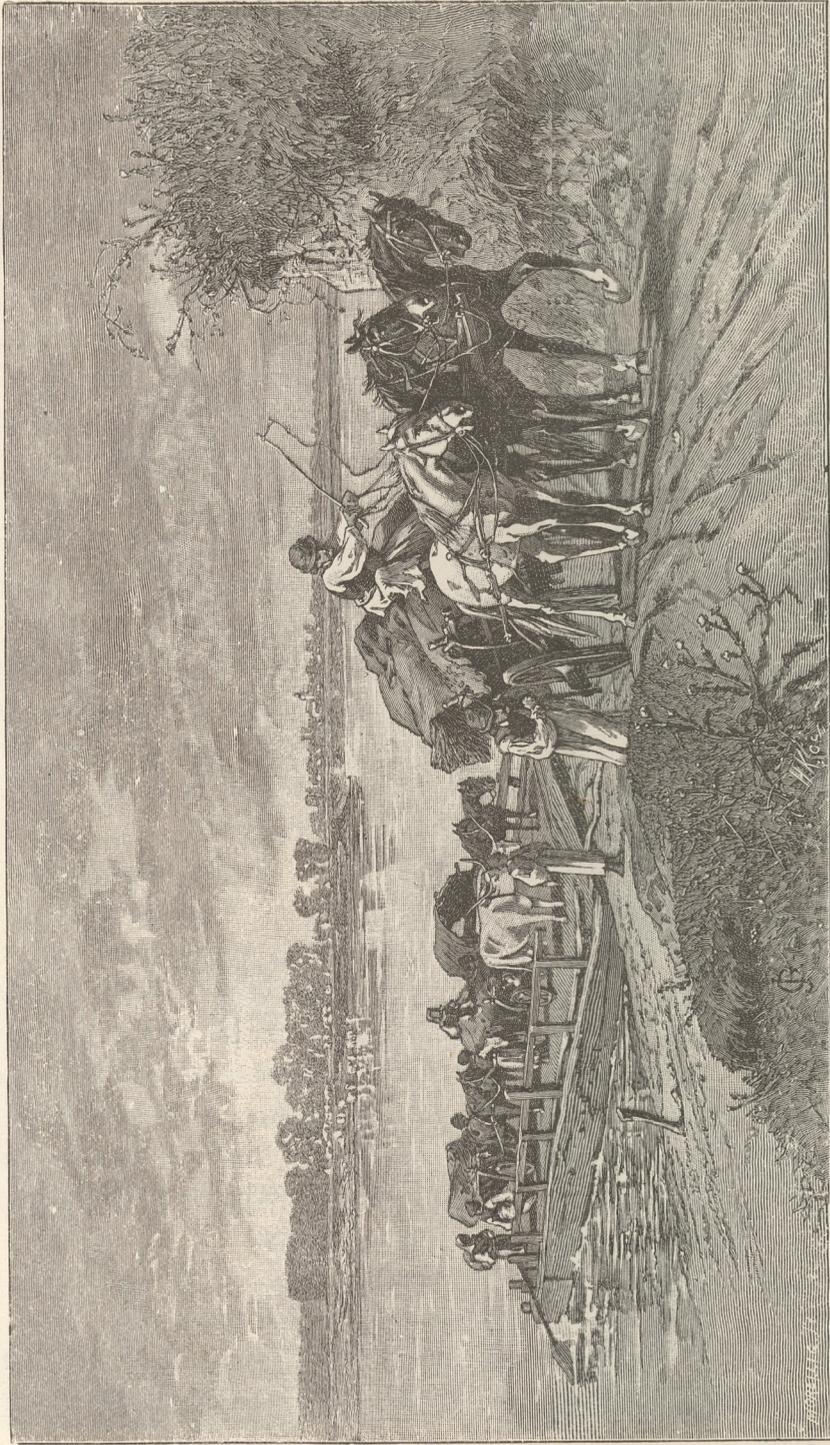
kommenden Jahrtausend dieses Opfer bringen wird! Vorläufig hilft sie sich mit Dämmen und Durchstichen. — Auch die Vegetation dürfte sich bei den Eroberungszügen der Theiß in ähnlicher Weise umgewandelt haben. Auf dem rechten Ufer der Theiß war noch zu Anfang dieses Jahrzehntes jene Rieseneiche bekannt, welche den jungen Weidenwald mächtig überragte. Man meinte, sie stamme aus der Zeit der sieben Heerführer. Vor kurzem streckte sie ein Blitzstrahl nieder und legte diesen letzten Zeugen der Urwälder in Asche. Ein solches uraltes Umbaumes, welcher im Weichbilde der Stadt Recskemét steht, thut auch Hanuß Erwähnung. Auf dem rechten Theiß-Ufer sehen wir herrliche Eichenwälder, so auf der Puszta Szentkirály der Stadt Recskemét; auf dem linken Ufer

dienen als Wegweiserbäume nur die hohen Brunnenschwengel und um die Häuser her wachsen Akazien, welche hier zu Anfang des Jahrhunderts heimisch gemacht wurden.

Die Durchstiche beschleunigen den Abfluß der Theiß, die Schutzdämme begrenzen das Inundationsgebiet und zaubern die Sümpfe in fruchtbare Weizenfelder um. Wo die Theiß unterhalb der Ortschaft Hüft mit dem Nagy-Ag-Flusse vereinigt die Gebirgsgegend verläßt, verliert sie nach und nach ihren bisherigen Charakter. Schon zwischen Kiralyhaza und Nagy-Szöllös bildet der Strom, in der Ebene ausgebreitet, eine ganze Inselwelt. Bei Nagy-Szöllös begleiten ihn die Berge noch am rechten Ufer, unter ihnen der schwarze Berg mit den Ruinen der Ranköburg auf steilem Gipfel, während eine hübsche Stadt, anmuthige Thäler und Weinberge seinen Fuß umlagern. Der Hauptlauf des Stromes führt Flöße aus Stammholz hinab, welche dem Arar Salz aus Máramaros, in Pyramiden gelegt, oder den Alfölder Städten Bretter, Schindeln und vom Tiszahát Äpfel, Pflaumen, Nüsse zuführen. Und gar wohl müssen die Flößer Acht geben, daß sie mit den Schiffsmühlen nicht zusammenstoßen und daß kein Überfuhrseil ihnen die Steuervorrichtung fortreiße. Aber noch nothwendiger ist es für den Flößer, die Verzweigungen der Theiß genau zu kennen, damit er sich nicht zwischen den Inseln verirre und irgendwo in die todte Theiß hineingerathe, oder gar durch die trügerische Strömung bei Kenyézló in jenen Zweig, der sich mit dem Mutterstrom nie wieder vereinigt, sondern in die Bodrog abfließt. Den Dampfern auf der Theiß passirt es oft, daß sie bei Hochflut das richtige Bett unter sich verlieren und auf irgend eine Wiese gerathen. Die Leute sagen dann, daß „man die Theiß vor lauter Wasser suchen muß“.

Bis Tokaj können wir den Lauf der Theiß nur auf einem Floß begleiten. Während das Floß die große Krümmung befährt, durchpirschen wir die Haine der Halbinsel. Im Röhricht finden wir auf seinem Neste sitzend, das er mit großer Kunst aus abgebrochenen Rohralmen und Schilfblättern verfertigt, den edlen Silberreiherr; wir stoßen auf die Wildente, die auf einem Baume brütet und ihr Nest in der Krone einer Weide baut, von wo sie ihre ausgeschlüpften Jungen ins Wasser wirft. Sie ist an ihren roth emaillirten Federn leicht zu erkennen und ein sehr gesuchter Vogel, weil sie auch als Fastenspeise verzehrt werden darf, sintemalen sie auf einem Baume gewachsen ist, folglich als Obst und nicht als Fleisch betrachtet wird.

Bei Anbruch der Nacht erreichen wir, mit Jagdbeute beladen und den Hut mit Kranich- oder Silberreiherrfedern als Siegeszeichen geschmückt, die andere Seite des Östhus. Dort finden wir eine Fischertanya; die Rohrhütte, von Kürbis überklettert, gibt uns Nachtquartier. Um diese Zeit trifft auch unser Floß ein und landet zum nächtlichen Aufenthalt. Wir zünden am Ufer ein Feuer an und braten am Spieß über der Glut die Wildente und auf einer irdenen Platte den frisch gefangenen Stör; auch ist das Feuer



Σηφιάρη.

nützlich, weil es die dichten Schwärme der Stechmücken vertreibt und von unserer Lagerstätte den Hsegrimm (Wolf) fernhält. Ein Sonnenuntergang am Theißufer ist manchmal wunderschön. Der ganze Himmel gleicht einem Flammentessel, dessen Farbe nach und nach in eine Art blendendes, gelbes Dunkel übergeht, das man die gelbe Finsterniß nennen könnte. Dann schießen gegenüber am Himmel dunkelblaue Streifen auf und zertheilen den dichten Nebelschein, indem sie das gelbe Dunkel immer mehr eindämmen, bis endlich die Sterne durch das Blau hindurch blinken. Und nun beginnt das Concert im Wasser. Millionen Frösche quaken und unzählbare „Gelsen“ in Wassern und Himmeln summen durcheinander, der Wolf ruft sein Weibchen, die Blindmaus quiekt, die Rohrdommel brüllt, aus der Höhe tönt der Prophetenschrei der Wildgänse hernieder, von einem weit entfernten Dorfe her kommt verirrter Glockenton und zu alledem klappern eintönig die Wassermühlen. An der Theiß gibt es keine stumme Nacht. Aber Menschenstimmen hört man nicht, denn das nächste Dorf ist schon weit entfernt vom Ufer.

Den Morgen verkündet der Lärm des gefiederten Volkes; immer ist das Reich der Gewässer lebendig und bewegt. Sowie es zu grauen beginnt, erheben sich die Vögel in ganzen Scharen, Tausende des sumpfbewohnenden Heeres dringen aus dem Weidenwald und von den moorigen Inseln her; die Fischadler, die sich für die Nacht gruppenweise auf den Zweigen der Weiden niedergelassen hatten, gehen nun eilig der Tagesarbeit nach; dort sehen wir sie in spiralischem Fluge die Kreuz und Quer über dem glatten Wasserspiegel herumirren, immer neuerdings zum Wasser niederschließen und, die Beute in den Fängen, sich wieder triumphirend in die Lüfte schwingen.

Drei calvinische Studenten sind die Reisegefährten. Sie gehen auf Ferien nach Hause, von Debreczin nach der Baranya; um „den Weg abzukürzen“, nehmen sie die Tour über die Theiß, Donau und Drau. Die drei Reisenden singen ein „Quartett“: „Es schaukelt sich mein Kahn“, und sie kommen an keinem Dorfe vorbei, ohne über dasselbe eine Anekdote zu erzählen. Das ist der uralte Phonograph des Alföld, das mündliche Vermächtniß der Studenten, der Aufbewahrer der „Csittvárer Chronik“. Sie kennen hier jedes Dorf, jeden Marktflecken, sie wissen wer dort Pfarrer, wer Rector ist, sie kennen deren Sporteln und es ist ihnen bekannt, ob es dort eine alte Kirche, einen Weinberg oder einen Wald gibt. Die wirkliche Steuerbasis kennen unverfälscht nur der calvinische Rector und der Geistliche, und nach ihnen diese Wander-Studenten.

In Tarpa wachsen viele Pflaumen und Reinetäpfel, und ein furchtbar saurer Wein, der, wenn er sich zieht, mit der Scheere abgeschnitten werden muß.

Barfány wird durch die Theiß in zwei Theile geschnitten. Einst war es eine ganze Ortschaft, jetzt liegt es mit einer Hälfte auf dem rechten, mit der anderen auf dem linken Ufer der Theiß.



Dorfende am Heißbader.

MIDDELLI G. F. N.

Leányvár hat eine romantische Vergangenheit. Die schöne Agathe Pálóczy, die Braut des Ladislaus Barba, wird in einer Ballade besungen, die der eine „biennis“ aus dem Schnappjack zieht. Diese holde Maid hat die einst mächtige Schanzenburg erbauen lassen, daher ihr Name Leányvár: Mädchenburg.

Bei Bezdéd kann man die erste große ungarische Spiritusfabrik bewundern, weit hin sichtbar mit ihrem rauchenden Schlot. Sie steht da schon seit den Vierziger-Jahren. Hier auf dem „Theiß-Rücken“ wachsen Unmassen von Pflaumen und Äpfeln, welche zu Wasser und Fuhrwerk roh und verarbeitet versendet werden.

Dann folgt Ezigánd, ein berüchtigtes großes Dorf, eigentlich zwei Dörfer. Die Kirche hat man aus dem Grunde auf einer kleinen Anhöhe erbaut, damit Klein-Ezigánd zum mindesten ihren Thurm sehen könne. Der Pfarrer erhält als jährliche Bezahlung 400 Fuhren Heu, 400 Laib Brod, 400 Schinken, 400 Gulden und 400 Undsweiter. Alles zu 400. Nach der Volksübergabe waren die Einwohner Zigeuner, die zur Festung Tarfány gehörten; jetzt sind sie Ungarn.

Dann folgt die „Lange Wieje“. Das Theißufer ist rechts durch das Weidicht, links durch das Köhricht charakterisirt; zur Abwechslung stehen einmal die Weiden links und das Köhricht rechts.

Endlich erreicht unser Floß Tokaj, die ehemalige starke Festung, wo bei einer Belagerung (1606) das kaiserliche Vertheidigungsheer zuletzt sogar die Lederhosen als Proviant benutzte, wie wir das im gelehrten Wagner und noch ausführlicher in der Chronik des Matthäus Lakó lesen können. Wir sind an unserem Ziele. Das Salz wird in die ärarischen Magazine befördert, das Stammholz in die Balkensäge, die Flößer schlendern zu Fuß wieder heim nach Máramaros und wir besteigen den im Hafen ankern den Theißdampfer. Von Tokaj, der königlichen Weingegend, werden wir an geeignetem Orte sprechen; hier verweilen wir jetzt nicht, denn es gilt fortzukommen, ehe die Theiß zu blühen beginnt und mit dieser Blüte auch das Schiffsrud ergreift.

Es handelt sich da um ein zartes Insect mit Netzflügeln, aus der Familie der Eintagsfliegen (Ephemerae), um die langschwänzige Eintagsfliege (*Palingenia longicauda*). Sie erhebt sich um diese Zeit zu Myriaden, zu Hunderttausenden, und schwärmt und flattert über den blonden Wellen, als wirbelten Schneeflocken in der Abendluft umher. Das ist ihr Hochzeitsflug und ihre Hochzeit, sie verendet, nachdem sie ihre Eier in das Wasser gelegt, und findet ihren Tod dort, wo ihre Wiege stand, im Wasser der Theiß. Die den Eiern entschlüpften Larven verkriechen sich im Schlamm der Theiß und leben da in der Nähe der Ufer zwei bis drei Jahre lang vom Raube, sie sammeln das Material zum Aufbau des beflügelten Insectes und sind schließlich wieder die fliegende „Theißblüte“. Die Oberfläche der Theiß sieht von der Masse der gelben Leichen verendeter Insecten

ungefähr aus, wie eine Wiese, die mit lauter Fingerkraut bewachsen ist. Da haben dann die Theißfische einen reichen Schmaus, sie fressen die reiche Beute mit solcher Gier, daß die Fischer sie mit Wurfnetzen fangen können; aber auch die Schweine schwimmen in die Theiß hinein und schmausen von der Theißblüte.

Der Dampfer folgt nunmehr ruhig dem Laufe d. der Schutzdämme, er benützt die neueren Durchstiche. Es folgt Polgár, die einstige Hajaduckenstadt, heute nur noch ein Dorf; das vermögende Keszi, dessen Bevölkerung aus 6 Gewerbetreibenden und Fischern



Landungsplatz der Fischer an der Mündung der Zagyva.

besteht; das zu einer Musterwirthschaft emporgestiegene Csege. Von Bábolna weiß die mündliche Überlieferung wieder etwas zu berichten. Diese große Gemeinde entstand aus lauter Fischerhütten; später erhoben sich die aus Protestanten bestehenden Bewohner und verließen die Gemeinde; der Bischof von Erlau besiedelte den Ort dann mit Katholiken. Im Gebiete dieser Gemeinde befindet sich ein Sandhügel, namens Szil, der ein ganzes Schatzhaus voll alter Glasperlen, hunder Scherben und Schmuckfachen bildet; die ackernde Pflugchar fördert all das häufig ans Tageslicht.

Mühselig dringen wir bis Tisza-Füred vor und finden da die zweite große Holzbrücke auf der Theiß; die erste befand sich unterhalb Tokaj. Diese ist noch durch Georg Tózsa, die urwüchsigste Volksfigur, gebaut worden, von der man uns eine Anekdote nach

der anderen erzählt. Mittlerweile ist aber die Sonne schon zweimal untergegangen; unser Schiff hat bis Abád zweimal Anker geworfen, und wir hatten wiederholt Gelegenheit, uns in der Nacht an einer besonders zarten Morgenröthe zu ergötzen, die wir „aurora alköldialis“ nennen möchten. Man hat nämlich den Rohrwald angezündet, um an Stelle des verbrannten Dickichts eine gute Weide für den Herbst zu bekommen; und das ist es, was diese mitternächtliche Morgenröthe hervorruft. Bei bewölktem Himmel ist sie besonders schön. Der Himmel mit dem rothen Reflexe ist ungestirnt, während die dunkle Ebene vom Scheine zerstreuter Feuer, von hellen Hirtenfeuern in allen Richtungen voll ist; und das ist die „gestirnte Erde“.

Abád liegt schon in der Nähe des Theißufers. Es wird durch die sandigen Hügel, welche mit Weinstöcken bepflanzt sind, geschützt. Hier sehen wir den berühmten „Mihó-Damm“, eines der allerersten Schutzwerke der Theißregulirung, das bei allen neueren Überschwemmungen der Theiß soviel von sich reden macht. Auf der vom Damm geschützten Ebene dehnen sich Weizenfelder, Maisäcker, roth blühende Tabakfelder, und die goldgelben Stoppelfelder mit den Reihen ihrer Weizenkreuze erfreuen das durch die Rohrwildnis ermüdete Auge. Oben auf dem Damme sehen wir bereits die Wagen stauben; was Landstraße ist, ist auch zugleich Schutzdamm, die Kerkermauern der eingeschlossenen Theiß.

Dann kommen wir durch die Inseln von Kőtelek, in der Ferne sehen wir Bánhalma, einst eine Stadt, jetzt eine bescheidene Puszta, dann Nagy-Kürü, das sich schon gewöhnt hat, fast sein ganzes Gebiet immer unter Wasser zu haben und endlich noch weiterhin die Thürme Szolnok's, aber nur für kurze Zeit. Unser Dampfer fährt vorwärts und Szolnok verschwindet dennoch wieder unter dem Horizont. Die Theiß macht eben eine große Krümmung und wir sehen Szolnok erst in der Abenddämmerung wieder vor uns.

Szolnok ist bereits eine größere Stadt am Theißufer; einst war es eine berühmte Festung. Im Befreiungskampfe war es der Ort einer entscheidenden Schlacht und ist auch heute ein wichtiger strategischer Punkt; aber nicht wegen der Festung (von der heute kaum mehr Spuren vorhanden sind), sondern wegen seiner Eisenbahnbrücke. Diese Eisenbrücke, ein Meisterwerk des modernen Brückenbaues wird im laufenden Jahre fertig und wird die Züge gegen Debreczin, Urad und Klausenburg hin befördern. Weiter oben bei der Tokajer Fähre überbrücken die Anschlußlinien der Nordostbahn den Fluß.

Unterhalb Szolnok's auf einer hügeligen Stelle erhebt sich Tószeg, selber geschützt vor dem Arm der Theiß, aber so von Wasser umgeben, daß man nur noch über eine schmale Landzunge hineingelangen kann. Unterhalb des Dorfes steht der den Alterthumsforschern wohlbekannte „flache Hügel“, voll mit Überresten der Urzeit. Weiter abwärts folgt Apár, berühmt geworden durch die nationale Tradition, daß auf seiner Ebene Árpád

das Heer Baláns umzingelte und einen großen Theil dieieser Scharen in die Sümpfe der Theiß warf. Noch weiterhin entfernt sehen wir die kanaradischen Pappelhaine, welche die Bauerngehöfte von Kecskemét umgeben; aus dem Abhänge eines dieser Sandhügel, des „Bodvány“, sprudelt ausgiebig eine Quelle mit erquickendem Wasser, eine seltene Erscheinung in der Alfölder Ebene.

Auf dem Isthmus einer anderen Halbinsel der Theiß finden wir Bezseny mit anderthalbtausend Einwohnern. Das ganze Dorf besitzt nur 60 Joch, die vom Hochwasser



Fischer an der Theiß.

nicht berührt werden: hier wird die Gärtnerei betrieben. Außerdem ist dieser Ort ein echtes Fischerlager, ein Eldorado der Lachse, Sterlets, Haufen und Karpfen; oft fischt man auch mehrere Centner schwere Störe. Wir können hier alle Arten der Fischerei im Großen studiren. Obzwar die Zeiten schon vorüber sind, von denen der deutsche Gelehrte Wernhelm bemerkte, daß die Theiß zu zwei Dritttheilen aus Wasser, zu einem Dritttheil aus Fischen bestehe, ist die Fischerei an der Theiß noch immer ein lohnenderes Handwerk als an der Meeresküste. Die „Fischjuden“ führen Unmassen Fische auf Leiterwagen bis in entfernte Gegenden, und was nicht frisch verkauft werden kann, wird von den Fischern getrocknet. Auf den Fischplätzen der Ufer erschallen die lustigen Lieder der „Spalterinnen“, deren Lebensaufgabe das geschickte Entzweispalten der zu dörrenden Fische ist. Auf der

Budapester Kettenbrücke begegnen wir oft ihren heuwagengroßen Fuhrn, diese in Bündel gepackten Fische wandern in die oberen Gegenden. Anderwärts wird in Fässern Fischroggen zu Caviar gebeizt und mit dem Rest der Fische werden Schweine gemästet. Es ist ein ehrliches, gottesfürchtiges Volk. Der Fischer darf nicht fluchen. Nach dem Volksglauben meidet den Gottlosen der Fisch.

Fast gegenüber am linken Ufer der Theiß liegt Tizza=Földvár, ehemals mitten im Röhricht, heute zwischen Weizen- und Kleefeldern. Nahebei liegt eine andere beträchtliche Stadt, Czibakháza, dessen Bewohner sich schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts durch Erlass eines Pachtbillsings der Hörigkeit entledigten; die Stadt hatte sogar eine stehende Brücke, die im Jahre 1849 verbrannt wurde; sie ist berühmt wegen ihrer Viehmärkte und sodahaltigen Teiche.

Und wieder auf einer Halbinsel finden wir Ó-Kécske, ein obstreiches Dorf, wo selbst ein guter, nach Zuckerrohr duftender Wein gedeiht, während die Theiß mit einer anderen Schlinge drei Seiten des Dorfes Tuoka umzingelt und nur an der vierten einen Ausgang freiläßt, wo noch die Ruinen einer alten Kirche zu sehen sind. In geringer Entfernung finden wir noch Csépa mit seinen vier großen Teichen, die ihre eigenen Namen führen.

Dann erhebt sich aus der Mitte des Inundationsraumes nur noch Csongrád, eine der berühmtesten Städte des Alföld, mit ausschließlich katholischer Bevölkerung. Ein historisches Denkmal bildet die große Erdfestung, welche der Sage nach And, ein Führer Árpáds, von den Urbewohnern erobert hatte. Hier sehen wir die großen Sandpuszten mit canadischen Pappeln und den Flugsand mit Neben bepflanzt. Von nun an erscheinen auf der Theiß auch Getreideschiffe, obschon deren Beförderung stromaufwärts nur durch Schleppdampfer geschehen kann. Von Csongrád bis hinab nach Szegedin wird die eintönige Landschaft kaum durch einen Dorsthurm unterbrochen. Die bevölkerten Städte Szentes und Vásárhely liegen weit ab; Mindszent ist zwar ein Dorf, zählt aber 12.000 Einwohner; Csány und Sándorfalva sind neue Mustergemeinden, Algyö und Tápé sind von der Ferne wenig sichtbar.

Schließlich erhebt sich aus dem Nebelschleier der Wasser Szegedin, die zweite Stadt Ungarns, wie eine sagenhafte Erscheinung mit ihrem steinernen Kai, ihren Palastreihen und zwei eisernen Brücken. Aus der ehemaligen starken Festung und dem späteren, vom Szegediner Strafproceß her bekannten Gefängnisse ist jetzt ein Kiosk geworden; gegenüber liegt Neu-Szegedin, von altersher eine Baustätte der Theißfrachtschiffe.

Bei Szolnok ergießt sich die Zagyva, Csongrád gegenüber die dreifache Körös, bei Szegedin die Maros in die Theiß, die hier bereits als ein beachtenswerther Strom ihren Lauf gegen Süden fortsetzt. Zu ihrer Linken das weizenpendende Banat, das Kanaan des

Landes, zu ihrer Rechten die Bácska mit ihrer eigenthümlichen geologischen Bildung, mit den Hügelfetten von Telecska.

Zwischen den zwei gegenüberliegenden Kanizsa (1(Ungarisch- und Türkisch-) durchschneidet eine Überfuhr ihren Lauf. Weiter abwärts findden wir Török-Becse, welche Stadt in den Vierziger-Jahren das Centrum des Alföldder Weizenhandels gewesen ist; ihre Gassen sind mit Steinen aus Syrmien gepflastert, is ihr Gebiet mit Dämmen geschützt. Nach Daten, die ein halbes Jahrhundert alt sind, verkehrteten damals im Hasen dieser Stadt mehr als dreihundert Getreideschiffe und führten jährlich eine Million Mezen Weizen



Fischertanya bei Szegedin.

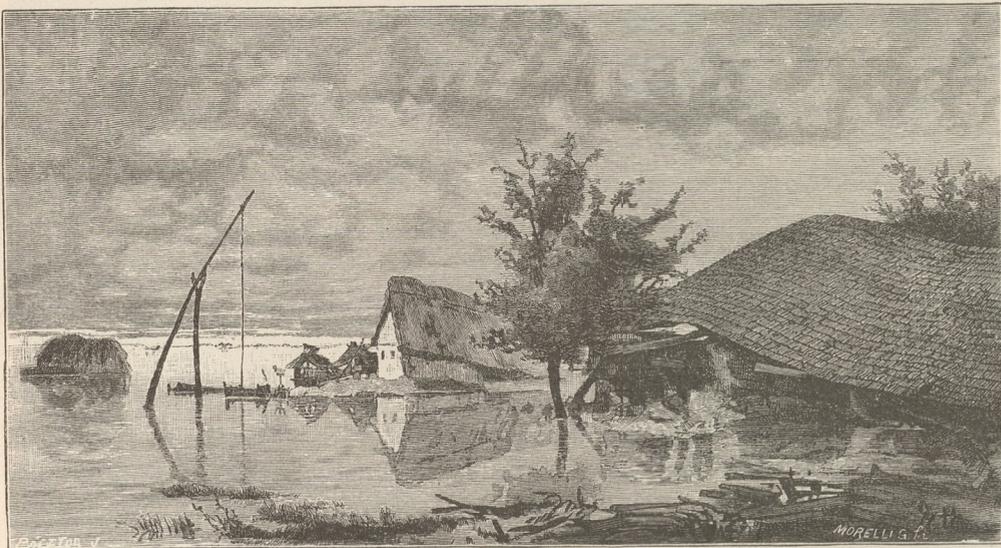
die Donau hinauf nach den Städten Pest, Raab und Wieselburg und ebensoviel, dazumal noch auf der Landstraße, nach Fiume. Daß Becse auch in der Vergangenheit ein wichtiger Punkt gewesen sein muß, bekunden die gothische Kirche in ihrem Weichbilde und die alte Festungsrüine auf der Insel.

Von hier abwärts nimmt die Theiß einen ganz civilisirten Charakter an, bis sie sich, das Plateau von Titel überschreitend, Balánkemén gegenüber in die Donau ergießt. So erscheint die Theiß, bei ruhiger, guter Laune. Wie anders, wenn sie zürnt! Wer ihre Hochflut nicht mit eigenen Augen gesehen, hat keinen Begriff von der elementaren Gewalt dieser Gewässer. Ein eigenes Kapitel wird weiterhin diesem Gegenstand gewidmet sein.

Die Theißinseln sammt ihren Bewohnern bildeten noch in der jüngsten Vergangenheit ein Stück interessanter, unbekannter Welt im Lande. Durch die eisige Frühlingsflut an dem einen Ende fortwährend abgebröckelt, am anderen angeschwemmt, durch den veränderlichen Lauf des Theißbeckens bald dem einen, bald dem andern Comitate angegliedert, gehörten sie zumeist den Ufergemeinden als ein Besitz von zweifelhaftem Werthe. Auf ihren hügeligen Theilen wachsen Weiden, Silberpappeln, Erlen zu pfadlossem Gebüsch zusammen, in den Niederungen Röhricht, Ginstergesträuch, bedeckt mit Anis und wildem Kümmel, ein Sammelplatz der fischfressenden Wasservögel, die um die breitästigen Bäume herum wahre Guanolager absetzen, auf denen die wilde Brombeere lustig gedeiht; die Höhlen der Bäume sind voll mit wilden Bienen; auf den Zweigen hängen die Kugeln riesiger Wespenester, die Pappeln sind dicht beladen mit Krähennestern und Misteln; an den Zweigen des jungen Holzes hängen wie Wunderfrüchte die Nester der Feigendrossel, aus Weidenwolle meisterhaft zu einem Beutel zusammengewirkt; in den Erdrissen sieht man die zellenartigen Höhlen der Uferschwalben; im hinteren Theile der Insel das dichte Schwingelbüschel (*Festuca fluitans*), dessen Frucht der „Thaubrei“ ist und dessen Wurzel von „lebendem“ Wasser befeuchtet sein will. Die Insel bietet außer den Flugthieren, nur solchen ein Heim, deren „Gevatter“ das Wasser ist: der Fischotter, der Wasserratte, der Schildkröte, ja man sieht hier und da sogar die Spuren eines Biberlagers; Schlangen und Ochsenfrösche gibt es in großer Menge.

Das eine Ufer, welches dem befahrenen Flußarm folgt, betreten hier und da auf kurzen Besuch die Flößer und schlagen eine improvisirte Hütte auf, bis der Wind, der ihre Flöße ans Ufer trieb, nachgelassen. Manchmal läßt sich auch ein kühner Jäger vom anderen Ufer hinüberführen, der die Leidenschaft hat, seltene Wasseradler, braune Ibisse zu schießen, oder ein in die Botanik verschoffener Dorflehrer, der die seltene Meerkohlwurzel (*Crambe Tataria*) sucht, von welcher (nach Dioszegi) ein Stück zwanzig Menschen satt macht. Die Inseln hatten jedoch auch ständige Bewohner, aber ihre Qualification finden wir in den Volkszählungslisten nicht. Das sind Menschen, die von „Nichts“ leben, die im Winter Grundeln fangen und im Sommer mit einem Stück Schafpelz Wasserruß fischen, die Heilkräuter pflücken, das „Salep“ auffuchen, im Winter von den Espen das „Popium“ sammeln, die Mistel zum Bogelleim bereiten und damit die Vögel fangen, dem Kibitz listig seine gut versteckten Eier nehmen; sie machen aus Reifuß Bündschwamm und aus dem Zweig des Schlingstrauches wohlgebohrte Pfeifenrohre, sie fegen die Soda zusammen und suchen, was noch werthvoller ist, den Salpeter auf, den ihnen die rothblättrige Vegetation verräth und der üppige Ampfer (*rumex*); sie kochen ihn in großen starkriechenden Erdfesseln aus, auch schälen sie die Rinden der jungen Bäume ab für die ungarischen Esizmenmacher, und können sogar den „Thaubrei“ in Säcke füllen. Wer unter

ihnen gar Tröge auszuhöhlen versteht, ist ein großer Meister. Und unter diesen ist der „pákász“ schon ein welterfahrener Mann. Der befährt in einem selbstgehöhlten Weidenstamm die todte Theiß, die Sümpfe, die im Wasser stehenden Wälder, die der Fischereipächter nicht als verboten markirt, und lauert dort mit Angel, Netz und Garn auf den Fisch; im trockenen Sommer gräbt er die Grundeln aus, die sich in den ausgetrockneten Wassergrund geflüchtet haben. Manchmal steht er tagelang unbeweglich, wie eine Säule auf der Rahnspeize, die fünfzackige Harpune hoch erhoben, und schleudert sie blitzschnell in den großen Fisch, der sich ihm nähert. Man erzählt, daß einmal ein Pákász von einem harpunirten, zwei Centner schweren Wels an der Harpunen-schnur sammt seinem Rahne



Überschwemmte Tanya.

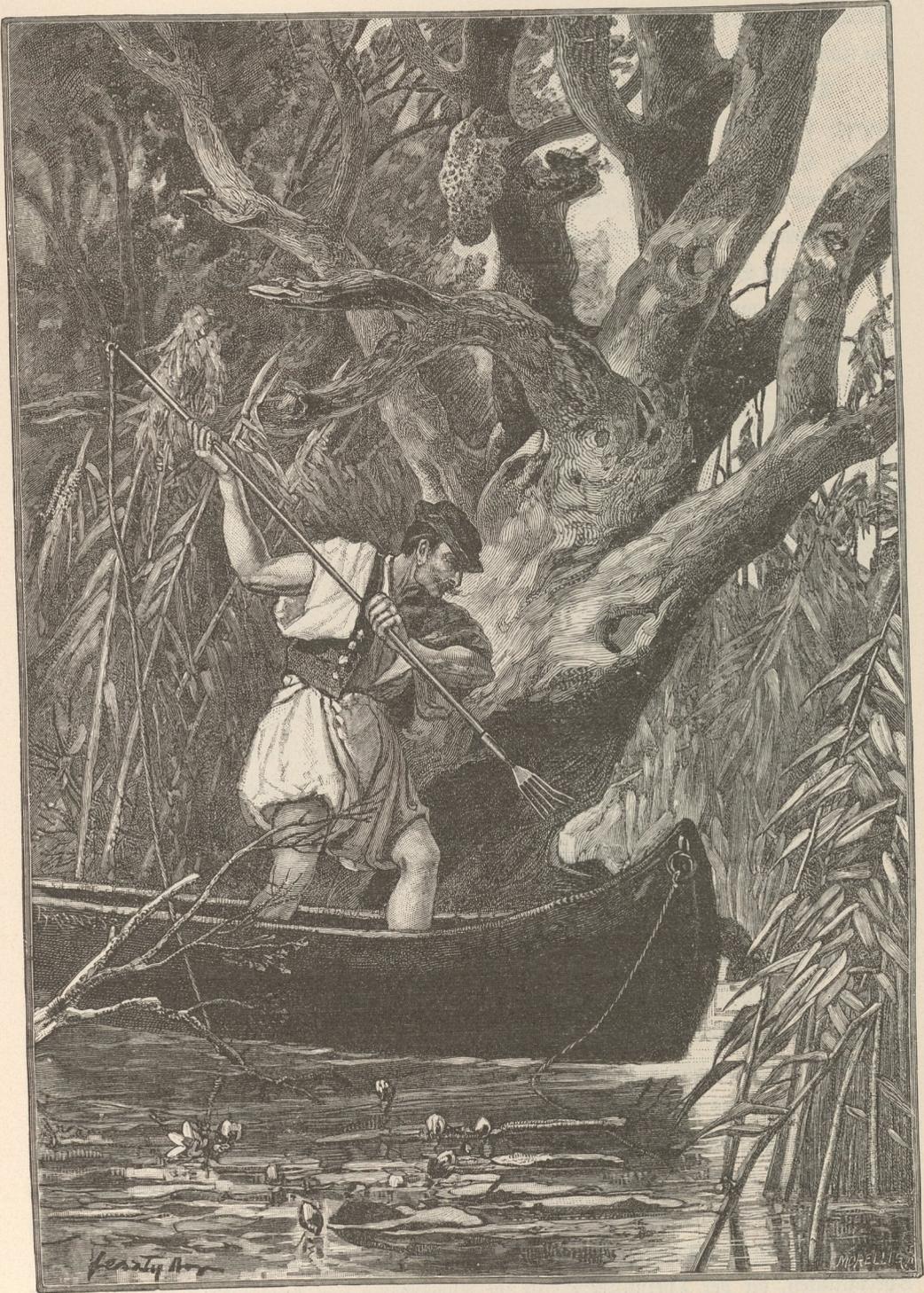
schnell wie ein Torpedoschiff zwei Meilen weit fortgezogen wurde, zum großen Staunen der entgegenkommenden Flößer, die einen von selbst stromaufwärts treibenden Nachen noch nie gesehen hatten. Die Frauen der Pákászfamilie haben einen beschwerlicheren Sport zu betreiben. Sie sammeln, bis über die Knie im Wasser stehend, Blutegel, indem sie dem blutfangenden Anthier ihren eigenen Körper als Lockspeise darreichen.

Der Pákász hatte auch seinen ständigen Wohnsitz auf der Insel: einen Palast, aus Rohr gebaut, an den Stamm der ältesten Weide gelehnt, deren Höhlung als Speisekammer diente. In der Hütte hat die ganze Familie Platz, und das Stückchen Erde im Dornenhag, wo der Kohl wächst, zeugt von der Arbeit der Frauenhand und von hochkletternden Ranken hängen die großen Früchte des gelben Kürbisses herab, eine sichere Nahrung für den Winter. Von dem Paticsholz, welches dies Rohr zusammenhält, hängt eine ranzige

Speckseite herunter, die täglich um ein Stück kürzer wird. Die Schweineheerde, die den bewaldeten Theil der Insel durchwühlt, hat diese Specktafel in das Bereich der Fische geliefert. Die Schweine sind von der alten Szalontaer Race, die vor Zeiten auch das Buchengebirge („Büff“) des Borjoder Comitates beherrschte; die Haare gekraust, roth, die Beine lang, wie die des Rhees, der Kopf gestreckt, die Ohren nach vorne gespißt; ein zähes, wildes, muthiges Thier, das den Wolf von der Heerde verjagt, niemals einen Stall sieht, und auch das Futter nicht im Trog erhält, sondern von selbst gedeihen muß. Sache der Schweinehirten ist es, ausfindig zu machen, wo in jeder Jahreszeit die Wurzeln aufgewühlt werden können, wo das Kalifornien der Regenwürmer ist, und wenn im Herbst der Eichenboden austrocknet, zu erkunden, wo Eicheln in genügender Menge gewachsen sind. Seinen Herren, die am jenseitigen Ufer, in der fernen Ortschaft wohnen, gibt er nur über den Zuwachs Rechenschaft, und dafür bekommt er einen Lodenmantel und Leder für Bundschuhe „in Convention“. Der Schweinehirt verbringt sein Leben in diesem Sumpfe, in diesem Haine, bei seinen Schweinen und behandelt die Ferkel mit einer zarten Aufmerksamkeit, als wären sie seine eigenen Kinder. Was diese anbelangt, wachsen sie in dem Handwerk ihres Vaters heran, und wenn sie das Alter von sechs, sieben Jahren erreicht haben, dann bringt man sie auch auf das Drängen des Nachbarpákász zur Taufe ins Dorf, wo das Kind einen Namen bekommt und einen Trunk Wein (damit seine Zähne sich stärken).

Der Pákász besitzt ferner auch ein uraltes Feuerstein-Gewehr, mit welchem er aus dem Hinterhalt Wildgänse und Enten zu schießen pflegt, auch den Fuchs und Wolf niederstreckt, wenn sie ihm in den Wurf kommen; ihre Pelze tauscht er gegen Schießpulver ein. Statt eines Hundes ist bisweilen ein Fuchs der Wächter des Hauses; den Hühnerhof bevölkern jung gefangene Wildgänse und Wildenten, die er, wenn sie aufgewachsen sind, auf den Markt zu tragen pflegt, oder den herrschaftlichen Besuchern verehrt — ein Geschenk für ein Gegengeschenk, für Schießpulver, Kugeln, Eisenwerkzeuge, als wäre er der Bewohner einer Meeresinsel. Der Pákász bekommt manchmal auch Gäste. Debrecziner, Pataker Studenten versäumen es nicht, während der Ferien diese urweltlichen Gegenden zu durchschwärmen.

Doch waren einst die „armen Bursche“ viel regelmäßiger Gäste der Theißinsel, die mit gestohlenen Pferden oder Farren die Theiß durchschwammen und sich in den Schatten des Weidendickichts zurückzogen, bis die Comitatzpanduren ihre Spur verloren hatten und planlos umherirrten. Mancher derselben hatte hier seinen Schlupfwinkel, wenn er aus diesem oder jenem Gefängniß herauskam, zuweilen ohne Erlaubniß von höherem Orte. Hier verrieth ihn niemand, hier suchte ihn niemand. War er ein geschickter Mann, so konnte er sogar Banknoten verfertigen. Auch dieser Fall ist vorgekommen. Und zum



Der Bákász.

Tabakswärzen war diese wasserumgürtete Einsamkeit mit ihren ausgehöhlten Bäumen ein von der Natur bestens vorbereiteter Ort.

Wenn dann die Frühlingsflut kam und die ganze Insel unter klastert hohen Wellen begrub, übersiedelte der Pákász sammt Familie auf den großen Baum und nahm getrocknete Fische, Speck und gebratenen Kürbis mit sich; von dort aus beobachtete er mit großer Ruhe, wie sich das Wasser verlor. Bisweilen fand sich auch eine kleine Beute: die reisende Flut schwemmt aus den Dörfern irgendwelche Geräthschaften daher, der Pákász ereilt sie mit seinem Seelentränker und zieht sie heraus. Es sind die Gaben Gottes.

Dieser ganzen Idylle macht jedoch nach und nach das immer kräftiger werdende System der neuen Zeit ein Ende. Mit der Theißregulirung haben, wie ein alter Förster sich äußerte, „die Herren all unsere schönen Sümpfe verdorben“. An Stelle der Wassernuß gedeiht schon der Weizen, die Moorgrundel bleibt auch nicht im Kleeboden; der Boden des ausgerodeten Sumpfwaldes wird jetzt „Amerika“ genannt und drei Meter langer Mais wirft dort seine Seide aus; auf dem Teiche brüten keine Kibitze mehr, sondern schwimmen Tausende zahmer Gänse unter guter Bewachung umher; das Gebiet der Insel selbst ist katastrirt und classificirt; sein Besitzer ist bestrebt, aus ihm ein Einkommen herauszuschlagen; er pflanzt einen Obstgarten an; aus den Weidenruthen flicht man Körbe und der Korb eilt mit Obst gefüllt bis Berlin und Petersburg; die Heilkräuter sind vom Salicyl besiegt, die frei vorkommende Soda wird durch die Sodafabriken werthlos gemacht; Zunder, Pfeifenrohr sind nicht mehr in Gebrauch, weil Jeder Cigarren raucht, und das Forstgesetz verbietet das Abschälen der Baumrinden. Die Jungen können das Handwerk des Pákász auch nicht mehr fortsetzen, sie müssen in die Tanyaschulen gehen und Geographie lernen; als Bursche werden sie zum Militär assentirt, und wenn sie einmal so weit sind, dann sehnen sie sich nicht mehr zurück auf die öde Insel zum Schweinehüten. Aber selbst jene einst so berühmte Szalontaer Schweinerace mit den rothen Borsten ist gänzlich verschwunden. Man ist dahinter gekommen, daß sie sich in zwei Jahren nur so weit entwickelt, wie die schwarze und blonde in einem Jahre und so ward das Gute vom Besseren getödtet. Nur daß diese andere bereits einen Stall und einen Trog zum Füttern braucht. Die berühmte Szalontaer Schweinerace wird nur noch als Rarität auf der Staatsdomäne zu Kisbér gezüchtet.

Die Zeiten der armen Bursche sind auch vorüber, statt des biedereren Panduren waltet der hartherzige Gendarm. Im Mlavaer und Szamosújvarer Strafhause wird dem abenteuerlichen Bethären die Arbeit gelehrt, und dadurch verlor die Räuberromantik ihren Zauber und die Puszta ist keine Heide mehr. Diese einst so interessanten Gestalten der Theißgegend sind nun endgiltig verschwunden; sogar die schätzenswertheste Classe der Specialitäten, die der Theißflößer, ist im Abnehmen. Das Arar fördert sein Salz aus

Mármaros auf der Eisenbahn und auch das verarbeitete Bauholz gelangt auf diese Art rascher zu seinem Endziel. Ein großer Theil der Flößer verdingt sich als Bootsleute auf die Getreideschiffe der Theiß. So ändert sich das Volk mit seiner Gegend.

Der Kampf gegen das Hochwasser.

Still dahingeschmiegt windet sich die Theiß zwischen den schwach geneigten Böschungen ihres Bettes thalwärts. Unbemerkt schwinden ihre Wellen vorüber und nur eine Schaum-



Hochwasserbild an der Theiß.

blase hier, ein treibendes Unkraut dort, läßt erkennen, daß es kein stehendes Gewässer ist, was hier so langsam, so wider Willen fast dahinschleicht. Nur rechts, wo ihrer Krümmung plötzlich ein höheres Ufer widersteht, bezeugt sie die Richtigkeit des ungarischen Sprichwortes: „Stilles Wasser, hohles Ufer“. Jahr um Jahr spült sie sich ihren Streifen Erdreich aus der Uferflanke heraus, die dann mauergleich emporstarrt und ihre sämtlichen Schichten zeigt: den Sand, den Lehm, den Löß und darüber zuweilen klasterdick jene schwarze Dammerde, die uns jenes berühmte Weißbrod schenkt. Stellenweise sind die glatten Flächen der Ufer zerlöchert wie Honigwaben. In diesen kleinen Löchern nisten die Uferschwalbe, der Wendehals, die Bachstelze.